

Transkription der Diskussionen des ersten Methodenforums „Probleme und Perspektiven der Online-Forschung“ am 19.01.2006.

Diskussion angeregt durch den Vortrag von **Dr. Wolfgang Bandilla** „Möglichkeiten und Grenzen der Online-Forschung“.

SprecherIn	Diskussion
<p>Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm</p>	<p>Ich würde vorschlagen, dass Sie jetzt einfach Fragen stellen und dass wir den Beitrag diskutieren. Ich darf vielleicht zunächst meinen subjektiven Eindruck ausdrücken; man hat ja seine hohe Erfahrung aus der Vor-Internetzeit. Wenn man in dem Kontext von ZUMA längere Zeit verweilt und sich dann mit der Qualität unterschiedlicher Methoden natürlich berufswegig beschäftigt, wächst mit der Zeit das skeptische Bewusstsein über die möglichen Fehlerquellen. Das geht schon fast in die Richtung, dass man Skrupel bekommt an einer gewissen Stelle: kann man überhaupt noch irgendetwas sinnvoll untersuchen? Das wäre für mich dann doch eine Frage. Ich versuche dann immer zumindest die Churchill-Schlussfolgerung zu vermeiden. Der bekanntlich von ihm selbst verfälschten Daten Glauben schenken wollte, und wir müssen ja nach Optimierungsstrategien suchen. Und zur Vermeidung von Irrtümern würde ich sagen, Online-Umfrage ist besser als keine. Und jetzt ist die Frage, welche Strategien haben wir, um diese Irrtumswahrscheinlichkeiten weiter zu vermindern. Wie würden Sie ansetzen? Natürlich Gestaltung, Sie haben so viele Einsatzfelder angesprochen ...</p>
<p>Dr. Wolfgang Bandilla</p>	<p>Ich sehe für die Zukunft das auch insgesamt entscheidend. Deswegen habe ich am Anfang diese Folie mit den verschiedenen Erhebungsmöglichkeiten gezeigt. Für mich gibt es nicht die eine Form. Ich denke in Zukunft wird man – es hängt natürlich auch immer von der Zielsetzung der Studie ab – für die gleiche Studie versuchen, mit unterschiedlichen Methoden an die Leute heranzukommen. Es gibt bestimmte Bevölkerungsgruppen, die können Sie gar nicht mehr auf traditionelle Weise erreichen, also face-to-face oder Telefon. Wir haben eine Gesellschaft, in der die Gruppe der Mobilen immer größer wird, d.h, die kriegen Sie nicht über einen Fragebogen, aber auch nicht postalisch. Das könnte sein, Online in dem Fall; ergänzend zu einer Telefonbefragung. Also ich sehe nicht nur DIE eine Erhebungsmethode. Dann gibt es natürlich auch Fragestellungen, mach ich es nur Online, weil es ausreicht. Ich hatte da kurz eine Mitarbeiterbefragung: das ist so ein Fall, da komme ich mit einer Online-Befragung zurecht. Das bietet viele Vorteile, auch bei internationalen Unternehmen. Oder es gibt einen neuartigen Bereich, den man früher gar nicht kannte, auch aus dem Bereich Mitarbeiterbefragung. Also da werden Vorgesetzte beurteilt von ihren Untergebenen, also 360° Mitarbeiterbefragung, so Feedback-Geschichten. Das können Sie eigentlich nur Online machen, da gibt es so spezielle Software. Das hängt wie gesagt von der Fragestellung ab. Aber insgesamt denke ich, wird es darauf hinauflaufen, dass man eben verschiedene Erhebungsmöglichkeiten bei bestimmten Studien, wenn es nicht anders geht, dass man diese nutzt. Bestimmte Leute erreichen Sie einfach nicht mehr. Oder gerade, wenn ich an die Sozialwissenschaften denke, also so was wie der ALLBUS oder es gibt in den USA den „General Social Service“, wirklich eine Referenzstudie, die wird nach wie vor persönlich-mündlich gemacht, obwohl die Amerikaner sonst alles telefonisch oder über Online-Felder machen, klassisch persönlich-mündlich, doch mit dem Laptop inzwischen, aber wegen der Stichprobe,</p>

	<p>weil die sonst nicht alle erreichen. Es gibt bestimmte Stadtregionen, schwarze Bevölkerung, die kein Telefon hat oder nicht telefonisch erreichbar ist. Also wenn die Stichprobe einen hohen Stellenwert hat, da ist dann wahrscheinlich das Persönlich-Mündliche, auch in Zukunft, das A und O, mit den entsprechenden Kosten natürlich. Wo Sie mit Telefon wiederum an die Grenzen stoßen, auch das Beispiel USA: da stehen die schwer unter Beschuss inzwischen, weil viele Leute in Großstädten nicht mehr telefonisch erreichbar sind. Die haben die Anrufbeantworter und setzen die ganz gezielt als Filter ein, also grad Frauen auch, um sich zu schützen. Da gibt es diese Weißen-Ghettos, da kommen Sie mit dem Interviewer nicht rein. Wenn ich jetzt an persönlich-mündlich denke, diese Reichen-Ghettos: da ist dann diese Privatpolizei, da kommt der Interviewer ran, „nein, du kommst da nicht rein!“.</p> <p>Das heißt, ich muss jetzt Strategien entwickeln, wie kann ich jetzt das Optimum einsetzen, bei den verschiedenen Möglichkeiten, die ich habe. Und dann muss ich auch möglichst viel Wissen darüber haben, was ist bei den einzelnen Methoden zu beachten. Deswegen sind gerade im Online-Bereich diese Wellen-Geschichten sehr wichtig, dass man weiß, bestimmte Sachen sollte ich vermeiden, wenn ich einen Multiansatz einsetze.</p>
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	Gilt jetzt auch für die schriftliche Befragung, da kann man natürlich mit der grafischen Gestaltung sehr schöne Effekte erzielen. Sind Fragen?
Ao. Univ.-Prof. Dr. Dr. h.c. Burkart	Weniger eine Frage, eine kleine Anmerkung, die in ihrem Sinn wahrscheinlich auch ist. Pop-Up haben Sie erwähnt: ich habe in dem Semester den Terminus aus meinem Fundus gestrichen, weil ich darauf gekommen bin – über meinen Sohn lustigerweise, über meinen 19-jährigen Sohn – die haben Pop-up-Blocker eingebaut, da hat er gesagt „diese Umfrage wäre an mich gar nicht gekommen.“ Die haben da gleich ein Projekt gemacht, eine Evaluationsprojekt mit einer Firma. Die beratende PR-Agentur, eine hochprofessionelle in Österreich, hat das gleich vorweggenommen; ich hätte das gar nicht gesagt. Ich hätte gesagt, wir machen eine Pop-up-Umfrage auf dieser Website und die haben gesagt, „wir haben das wiffer gelöst, wir machen einen Link für die Besucher“ und die, die dann den Link sehen, klicken an. Wenn viele einen Pop-up-Blocker haben und das überhaupt nicht mehr gesehen wird.
Dr. Wolfgang Bandilla	Ich hatte eine Folie mit den Ergebnissen der GESIS-Umfrage, die wurde vor ungefähr 2 ½ Jahren durchgeführt und das war die Zeit, da gab es schon einige Werbeblocker, die waren aber noch nicht so weit verbreitet. Heute habe ich eine neue Entwicklung: ihr Sohn kann die Werbeblocker einsetzen, trotzdem wird er sich vielleicht mal wundern, dass das eine auftaucht. Es gibt eine neue Technik, um diese Werbeblocker zu überlisten. Man sollte im Auge behalten: ich habe dieses Web-TV kurz erwähnt am Anfang. Wenn Sie heute in den USA in einem Hotel sind, Viele bieten das an, und ich habe jetzt auch häufiger mal damit rumgespielt. Die Darstellung ist eine andere, Sie haben eine Fernbedienung, eine Tastatur; man gewöhnt sich schnell daran, aber es ist etwas langsam. Es besteht natürlich die Möglichkeit, Umfragen zu machen. Das ändert sich aber auch jetzt in Zukunft, wenn das Digitalfernsehen kommt, und das vermischt sich. Die Industrie hat dabei auch Interessen und das hat dann weitreichende Folgen: die Industrie produziert nicht für die Wissenschaft oder die Umfrageforschung, das ist nicht deren Interesse, die haben andere Interessen. Da muss man dann halt gucken, „was kann ich damit anfangen, wie kann ich das vernünftig einsetzen.“
Frage/ Anmerkung aus dem Plenum	Dass Sie meinen, dass man die Möglichkeiten repräsentativer Umfragen schon mal nicht schlecht einschätzen muss und dass die Tendenz in Richtung theoretisches Sampling geht, wie es für uns natürlich selbstverständlich ist. Jetzt ist meine Frage, wenn Sie gemeint haben, vorher bei dem Banner-Survey, dass, wie Sie sich angesehen haben,

	<p>welche Leute dann tatsächlich letzten Endes diese Umfrage durchgeführt haben, dass das für Sie selbstverständlich war. Wer sind diese Leute, die sich ganz offensichtlich prädestinieren, die dann verstärkt in solchen Umfragen übers Internet drinnen sind. Wie kann man diese soziologisch oder sonst irgendwie einschätzen, um eben zu wissen, welche Leute man eben verstärkt damit anspricht und in irgendeiner Weise ausgleichen kann?</p>
Dr. Wolfgang Bandilla	<p>Bei dieser Umweltstudie damals, diese 20/30 Leute, die da geantwortet haben, da hat man die Information darüber bekommen: das war ein standardisierter Fragebogen mit vielen offenen Fragen zwischen drinnen. Diese offenen Angaben deuteten ganz eindeutig in die Richtung, das waren Personen, die hatten ein ganz starkes Interesse, also das war deren Hauptthema „Umwelt“, nicht nur die standardisierten Sachen, auch die offenen Angaben, da konnte man es rauslesen. Für qualitative Forschung ist es auch ein gut geeignet, Sie können wunderbar übers Netz – also wenn die Art der Stichprobe da keine große Rolle spielt – können Sie das Netz wunderbar einsetzen. Es hängt vom Forschungsziel ab. Ich bin nicht der Mensch, der die große Unterscheidung zwischen qualitativ und quantitativ macht, sondern ich frage mich immer, was ist die Forschungsfrage, was ist das Forschungsziel. Es gibt Forschungsfragen, die können Sie gar nicht repräsentativ angehen.</p>
Univ.-Ass. Mag. Dr. Andrea Payrhuber	<p>Ich hab auch noch eine Frage zur Repräsentativität: die Nicht-Repräsentativität wird meist an demografischen Merkmalen festgemacht. Gibt es da Studien, die die Mediatoren, die zur Nicht-Nutzung erklärende Ergebnisse haben, die jetzt über die Demografie, Bildung, Einkommen, Alter hinausgehen?</p>
Dr. Wolfgang Bandilla	<p>Es gibt da natürlich Ansätze, das sind ganz andere Ansätze, der Milieuansätze von Sinus zum Beispiel, also das macht zum Beispiel Onlinepark. Und die interessiert die Demografie weniger. Und dann gibt es diesen Ansatz bei Perspektive Deutschland auch: ich habe einmal eine selektive Online-Stichprobe und parallel dazu eine repräsentative - in Anführungszeichen – und versuche zu gewichten, aber nicht über die klassischen Variablen, sondern über bestimmte Merkmale. Einen interessanten Ansatz gibt es auch in USA, ein großes kommerzielles Umfrageinstitut; die auch Wahlprognosen machen und die waren jetzt beide Male mit den besten Trefferquoten. Die haben einerseits ein riesen Online-Panel mit 500.000 Leute, keiner weiß, wie das qualitativ zu bewerten ist, und sie haben aber noch ihre telefonischen Erhebungen, mit Zufallsstichproben und gewichten darüber. Bei den Wahlprognosen bei diesen Präsidentschaftswahlen war das das Institut mit den besten Treffern, das war auch auf staatlicher Ebene. Weil normal, wenn ich eine repräsentative Studie für Deutschland mache, dann heißt das repräsentativ für Deutschland, aber nicht für die Bundesländer. Und hier habe ich über Online viel mehr Leute und da kann ich regionalisiert etwas tiefer gehen. Das sind alles Sachen, die in der Diskussion sind, sind noch keine fertigen Geschichten.</p>
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	<p>Sie haben zwei Bemerkungen gemacht, die auch mit Repräsentativität zu tun haben, die mich noch mal zum Nachdenken bringen: das erste, Sie haben gesagt, dass die Abweichung der Rücklaufquoten, also derjenigen, die wirklich antworten gegenüber denen, was man dann von der Gesamtpopulation weiß, im mittleren Bereich noch so groß sind, dass eine Anpassung an die Parameter aus den Bundesländern, was man dann als Referenzstatistik reinziehen könnte. Was diese Strategie ausmacht? Und die zweite Frage: was für Alternativen gibt es, das haben Sie auch angedeutet, zur klassischen Repräsentativitätsstichprobe, die dann auch wörtlicherweise zufallsgeneriert sein sollte.</p>
Dr. Wolfgang Bandilla	<p>Das zweite ist so eine Diskussion, da gibt es unterschiedliche Lager, auch heute noch. In Deutschland arbeiten die großen Institute, bis auf eine Ausnahme, arbeiten alle mit Zufallsstichprobe. Das ist auch teilweise ein</p>

	<p>Glaubenskrieg. Bei den Sozialwissenschaften ist, auch wenn ich eine Ausschöpfung von nur 30%,40% habe, die Zufallsstichprobe gefordert, es ist ja auch Voraussetzung für bestimmte Analyseverfahren.</p> <p>Und das erste, was Sie gefragt haben, mit diesen Abweichungen, mit der Gewichtung: bei dieser Anpassungsgewichtung, da arbeiten Sie mit Gewichten, die teilweise für bestimmte Gruppen so groß sind, dass es unseriös ist, das kann nicht akzeptiert werden. Gewichtung heißt ja, das ist ein hypothetisches Konstrukt, Sie gewichten eine Gruppe hoch: dann machen Sie aus einer Person sechs Leute daraus, die so geantwortet haben sollen. Das ist natürlich eine gewagte Geschichte, also von daher ist das mit Vorsicht zu genießen. Die Extremgruppe, die Sie nicht im Internet zurzeit finden, das sind Frauen über 60 mit Volksschulabschluss, die gibt es kaum. Gibt es natürlich, aber die finden Sie kaum.</p>
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	<p>Aber was ist mit einer negativen Strategie? Man könnte ja auch die Gewichtung so vornehmen, dass man dann praktisch Fälle tilgt, um dann eine passende Stichprobe zu haben. Ist das nicht dann vorzuziehen, denn man hat ja häufig sehr viele Antworten, viel größere Sample-Zahlen. Und jetzt wird einfach angepasst, nicht durch Multiplikation von vorhandenen Quellen, sondern durch Elimination, die haben dann einfach nicht geantwortet.</p>
Univ.-Ass. Mag. Dr. Andrea Payrhuber	<p>Sollte man die dann definitiv streichen oder Mittelwerte aus ein paar Personen eine Person machen?</p>
Dr. Wolfgang Bandilla	<p>Das kann man nicht so beantworten, da müsste man ein paar Simulationen durchführen, was da passieren kann, um das einschätzen zu können. Habe ich nie gemacht, habe ich keine Erfahrungen damit.</p>
Frage/ Anmerkung aus dem Plenum	<p>Erstens einmal: insgesamt steigt das Bewusstsein, zumindest in Europa. In den Volksschulen in den Vorschulen wird zunehmend Internet verbreitet. Von der technischen Seite werden die Kosten weiter sinken, es ist anzunehmend durch welche Details auch immer. Also dass Breitbandanschluss demnächst überhaupt nichts mehr kostet. Das heißt, der Zugang der jetzigen Generation, der nachfolgenden Generation wird so sein, dass es so selbstverständlich ist wie Festnetz-TV. Von daher meine ich, Vieles, was jetzt das große Problem ist, Repräsentativität, Stichproben möglicherweise</p>
Dr. Wolfgang Bandilla	<p>Diejenigen, die heute die Altersgruppe 50 bis 60 sind, sind in zehn Jahren 60 bis 70 und dann sieht das alles ganz anders aus. Nur, wenn ich – und das ist häufig das Problem bei der Stichprobenziehung – wenn ich auch heute 100% an Internet habe, nützt mir das nichts: wie ziehe ich jetzt eine Stichprobe, eine Zufallsstichprobe? Ich habe keine Anhaltspunkte. das ist mein Problem. Und das Problem habe ich zunehmend beim Telefon inzwischen, massiv. Das habe ich nicht bei einer persönlichen Umfrage, wenn ich eine Meldeamtstatistik, beim Einwohnermeldeamt mir Leute ziehen lasse, schicke ich den Interviewer los. Die Interviewer müssen dann die Leute antreffen und diese müssen bereit sein, an so einer Befragung teilzunehmen. Aber da habe ich weniger Stichprobenfehler.</p>
Frage/ Anmerkung aus dem Plenum	<p>Das Problem sehe ich; das ist eben das mit dem Telefon auch. Viele Leute haben fünf Handies zu unterschiedlichen Zwecken, man erreicht sie ohnehin nicht mehr auf dem konventionellen Weg.</p>
Dr. Wolfgang Bandilla	<p>Ja, beim Telefon haben Sie die Situation, der unterschiedlichen Nummern. Da gibt es jetzt eben diese Handies, gekoppelt mit dem Festnetz dann auch, je nach dem wie der Name an seinem Wohnbereich ist. Welche Nummer benutze ich denn? Die Statistiker, die grübeln bei uns darüber.</p>
Univ.-Ass. Mag. Dr. Andrea Payrhuber	<p>Aber die Tatsache, dass die Anschlüsse und Rechner günstiger werden, würde die Methode, dass man ausgewählten Haushalten einen Computer zur Verfügung stellt und einen Anschluss und dafür müssen sie über einen gewissen Zeitraum an Umfragen teilnehmen. Das ist in Amerika in 10.000 Haushalten über einen längeren Zeitraum durchgeführt worden.</p>

<p>Dr. Wolfgang Bandilla</p>	<p>Das ist Knowledge Network, die das so machen, die stellen da den Leuten die Technik zur Verfügung. Das ist jetzt meine persönliche Sicht: mittelfristig die Entwicklung zu so genannten Access Panels. Und da kommt es darauf an, wie ich die jetzt rekrutiere, das ist sehr aufwendig oder kann sich aufwendig gestalten. Also ich habe vorher noch ein Beispiel mit dieser telefonischen Rekrutierung erwähnt und was bleibt, es fallen immer wieder Leute raus, aber Ausgangspunkt ist so eine Zufallsstichprobe. Und darüber habe ich jetzt einen Pool von Befragungsbereiten, die ich immer brauche, egal bei welchem Vorgehen. Ich brauche befragungsbereite Leute. Und das sind dann Leute, die sich mehrfach befragen lassen, das wird gerade in der Marktforschung betrieben. Es gibt sehr viele Institute, die so arbeiten. Ich habe dann Hintergrundinformation über diese Person, die müssen dann in der Regel einen Registrierungsfragebogen ausfüllen mit demografischen Angaben etc. Da kommt dann immer gleich der Einwand, ja, das ist ein Berufsbefragter. Bei diesen Studien wird schon Vieles mitkontrolliert, die passen auch auf, dass die Leute nicht innerhalb kurzer Zeit, das heißt innerhalb eines halben Jahres, zu gleichen Themen befragt werden. Das kann man alles aussteuern. Wenn ich so ein Panel mit 100.000 Leuten habe und das ist gut rekrutiert worden, so wie in den USA Knowledge Networks, das ist ein interessanter Ansatz.</p>
<p>Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm</p>	<p>Ich will vielleicht nochmals nachhaken, um Sie doch noch zu einer Antwort zu verführen, im Hinblick auf Alternativen zu dem zufallsgenerierten Sampling. Ich mache Ihnen mal einen Vorschlag und Sie kommentieren es dann von Ihrem methodologischen Standpunkt aus: also es ist ja bekannt, dass der Faktor Interesse am Thema, die Selbstrekrutierung – die soziodemografischen Variablen lassen wir erst mal weg, die könnten wir ja nachträglich kontrollieren, um zu schauen, ob bestimmte Gruppen über- oder unterrepräsentiert sind – aber der Faktor Interesse, der ist natürlich letztendlich etwas, was sich nicht widerspiegeln kann. Könnte es sein, dass in der Umfrageforschung jetzt jenseits der strengen Repräsentativitätsmaße, Klumpenstichproben an Bedeutung gewinnen, die über definierte unterschiedliche Rekrutierungstechniken definiert sind? Wir haben das an einem Beispiel versucht, also wir machen auch Unterhaltungsforschung und da ging es unter anderem um das Format „Supernanny“. Wie wollen Sie da eine repräsentative Umfrage machen, wäre ja nicht interessant, da haben Sie ganz Viele, die das Format nicht kennen, die es nicht betrifft. Sie können also versuchen, eine Zuschauerbefragung zu machen, die sich dann vielleicht über die Website der Sender rekrutiert. Dass man sagt, die Leute, die die Sendung anschauen, werden sich auch darüber informieren – dann hätten Sie einen Rekrutierungsweg. Problem ist, dass da möglicherweise eine zu positive Bewertung der Sendung mit impliziert ist, weil die Leute sozusagen über die Affinität zum Sender hin rekrutiert werden. Deswegen dann alternative Rekrutierung über psychologische und pädagogische Einrichtungen, die – auch aus der öffentlichen Diskussion war das abzuleiten – eher Bedenken versammeln gegenüber diesem Format. Dass dann eigentlich eine neue, interessante Forschungsfrage resultiert: nämlich inwieweit die über die Fernsehsender Rekrutierten sich in der Bewertung aller möglicher Aspekte unterscheiden von denjenigen, die über die pädagogisch/psychologischen Einrichtungen ihren Weg in die Online-Umfrage fanden. Wie würden Sie das beurteilen?</p>
<p>Dr. Wolfgang Bandilla</p>	<p>Mit so einem Ansatz wäre es machbar. Wenn Sie jetzt sagen, dass Sie eine positive Grundstimmung vermuten ok, dann wissen Sie das. Wenn Sie aber darüber hinaus jetzt Aussagen machen, Sie hätten jetzt nur diese eine Stichprobe und Sie wollen dann Aussagen repräsentativer Art über die Qualität dieser Sendung machen wollen, dann liegen Sie da quer. Das erinnert mich so an die Situation noch vor fünf Jahren, „New Economy“ usw. als die Welt, also die Vorhersagen, die damals gemacht</p>

	wurden; da kann man heute nur den Kopf schütteln. Da gab es auch Online-Umfragen, die damals in einen schlechten Ruf gekommen sind. Hochselektive Stichproben zum Beispiel zum Online-Banking und dann haben seriöse Wirtschaftsblätter dann Nachrichten veröffentlicht „Im Jahr 2004/2005 wird 90% Bevölkerung nur noch online in den Banken unterwegs sein...“ Das geht nicht, das sind dann hochselektive Stichproben.
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	Bei den psychologischen/pädagogischen Stichproben hätten wir wahrscheinlich das Interesse gehabt, solche Formate zu klicken, da hätten wir möglicherweise die Stimmung bei den eigentlichen Nutzern nicht getroffen. Das ist die Idee, den Faktor Interesse zu operationalisieren. Dazu bräuchten wir auch noch eine wenig Grundlagenforschung, nämlich systematisch, wie sich das Interesse an bestimmten Themen auf die Operationalisierung auswirkt.
Dr. Wolfgang Bandilla	Nur noch abschließend. Es gibt auch Studien, also je nach dem wo ich jetzt rekrutiere, auf welchen Seiten. Da gab es nämlich eine Studie in den 90er Jahren. Wenn ich auf RTL-Seiten und ARD-Seiten, wenn ich jetzt auf unterschiedliche Sender gehen, kriege ich ein ganz anderes Publikum. Das kann ich jetzt auch mischen oder vergleichen.
Mag. Franz Weissenböck	Eine Frage zur Rekrutierung: wird in ihrem Institut auch Werbung gemacht, an Umfragen teilzunehmen? Um vielleicht das Bewusstsein zu schaffen, dass es wichtig ist, Interessierte an Umfrageergebnissen zu haben, dass sich der ein oder andere daran beteiligt?
Dr. Wolfgang Bandilla	Nein, das ist Aufgabe der Interviewer. Wenn jemand angesprochen wird, dann wird die Studie erläutert und dann wird auch erläutert, für was ist das wichtig, was ist das Forschungsziel. Das Problem, das ist dann aber das Letzte, was ich sage, durch Online, durch diese Möglichkeiten, liegt in der Gefahr des „Überfischens“. Also manchmal sind Leute wirklich naiv: als ob jeder darauf wartet an einer Umfrage teilzunehmen.
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	Herr Bandilla, ich bedanke mich recht herzlich für das konstruktive Referat, ich glaube wir haben daraus eigene Anregungen gewonnen.

Diskussion angeregt durch den Vortrag von **Univ.-Ass. Mag. Gabriele Tatzl** „Das Web-Experiment in der Sozialwissenschaft“.

SprecherIn	Diskussion
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	Gibt es Fragen dazu oder vielleicht auch von denjenigen, die selber schon mit experimentellen Methoden gearbeitet haben?
Dr. Wolfgang Bandilla	Eine Sache fiel mir auf: Sie haben bemängelt, dass viele Untersuchungen als Experimente angekündigt werden, obwohl es eigentlich gar keine Experimente sind. Da gibt es aber natürlich Experimente aus dem Umfragebereich und Sie haben dann Beispiele gebracht, es können ja unterschiedliche Bedingungen sein. Das kam nicht so klar raus, haben Sie das durchgetestet? Weil wenn da jetzt nur eine Umfrage läuft, einfach so in einer Version ...
Univ.-Ass. Mag. Gabriele Tatzl	Das waren ja Experimente, die schon im Archiv waren. Und wenn man es mehrfach durchspielt, dann ist das immer in derselben Reihenfolge, also keine Variation. Also entweder ist das ausgeschaltet worden, aber dann hätte es zumindest dort irgendwie stehen müssen. Es war wirklich ein Großteil der Experimente, hat eben die Variation der Variablen gefehlt.
Dr. Wolfgang Bandilla	Also ich weiß, der Reips hat immer sehr darauf geachtet, wenn Leute bei ihm dann da das freischalten konnten, dass das dann tatsächlich Experimente waren, aber eben auch Experimente unterschiedlicher Art

	mit den verschiedenen Versuchsgruppen.
Univ.-Ass. Mag. Gabriele Tatzl	Die sind auch sehr viel kürzer, gerade der Reips macht selber sehr viel Kurze, da sind vielleicht zwei Fragen drinnen und das war es dann schon. Und da denke ich mir, wird er es sicher unterschiedlich variieren. Aber es war halt nicht nachvollziehbar für jemanden, der sich das ansieht.
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	Es kommt natürlich auch auf den Begriff des Experimentes an, also Sie haben das ja hergeleitet aus der nomologisch orientierten Forschung, es geht also um die Dissonierung von kausalen Zusammenhängen, also einzelne Faktoren müssen von anderen getrennt werden. Also da glaube ich schon, dass die Dokumentation auf der Website ausreicht, um die Aussagen von der Frau Tatzl zu rechtfertigen, dass da nicht alles diesem Modell entspricht. Es gibt aber vielleicht auch andere, die an der Grenze zur qualitativen Forschung angesiedelt ist, wo es mit Einmal darbietung möglich ist, bestimmte Aussagen zu treffen, das will ich gar nicht ausschließen.
Univ.-Ass. Mag. Gabriele Tatzl	Und was mir auch noch unterkommen ist, dass man z.B. zu unterschiedlichen Zeitpunkten misst. Das Problem wird auch wenig diskutiert: wie erreiche ich die Person zum zweiten Mal, wenn ich da verschiedenste Messzeitpunkte habe. Also, da ist glaube ich auch noch etwas, was man ausprobieren und diskutieren muss. Natürlich, wenn man die eMail-Adresse hat, dann kann ich die Person nochmals kontaktieren. Aber da gibt es immer wieder neue Schwierigkeiten, die auftreten und an die bis jetzt vielleicht noch weniger gedacht worden ist.
Univ.-Prof. Dr. Hans- Georg Heinrich	Sie haben die Differenz in der Wirkung, die im Bereich der EU auftritt und im nationalen Wahlkampf genannt. Es gibt ja keine EU-Wahlkämpfe, das sind alles nationale Wahlkämpfe. Ich sehe eine gewisse Schwierigkeit, die nicht nur rein sprachlich ist, wenn man Experimente darüber anstellen will. Ich mache das Experiment, sagen wir mit Österreichern und Österreicherinnen und dann gehe ich jetzt in andere Länder – bei Deutschland geht es vielleicht noch – aber Belgier, Engländer mit dem selben Stimulus-Experiment konfrontieren will, wird es schon sprachliche Unterschiede geben, aber nicht nur, es gibt ja auch kulturelle Unterschiede, sehr große, die bei der Ausdeutung von Plakaten, bei allen möglichen Werbemitteln eine Rolle spielen. Ich weiß nicht, ob Sie das schon im Detail überlegt haben, ich sehe dann noch gewisse Schwierigkeiten.
Univ.-Ass. Mag. Gabriele Tatzl	Den Wahlkampf habe ich jetzt drinnen, weil das Projekt in einem größeren Forschungsrahmen steht. Und zwar ist da die Politikwissenschaft mit der Kommunikationswissenschaft, mit der Frau Rosenberger und Prof. Grimm beteiligt. Es ist eben ein größeres Forschungsprojekt zum Nationalratswahlkampf, weil eben gerade in diesem Jahr aktuell. Und meines ist ja jetzt nicht nur in Wahlkampfzeiten, natürlich tritt das verstärkt in Wahlkampfzeiten auf, aber diese Kombinationen, die ich da testen will sind ja in jeder politischen Kommunikation relevant. Man will ja immer Erfolg haben mit dem was man sagt, und nicht nur in Wahlkampfzeiten. Und verglichen jetzt mit anderen Ländern, also ich mache das österreichspezifisch. Wenn man es jetzt über Österreich hinausgehend machen will, dann müsste man es natürlich wieder ganz anders anlegen und dann brauche ich glaube ich zehn Jahre. Es gibt da natürlich sehr viele Sachen, die in die Kommunikationsstrategien hineinspielen und einfach dieses Negativ Campaigning, weil man könnte sonst zig Strategien abtesten, die jedes Mal mit irgendetwas variieren. Man muss sich dann schon auch irgendwie einschränken. Ich möchte jetzt nicht nur auf Negativ Campaigning eingehen.
Univ.-Prof. Dr. Hans- Georg Heinrich	Man könnte dies mit Sprache vergleichen, wie sehr ist das möglich?
Univ.-Ass. Mag. Gabriele Tatzl	Das könnte dann im Anschluss an meine Experimente gemacht werden.

Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	Ich habe jetzt eine Frage auf der allgemeineren Ebene: Sie haben ja auf die ganzen Probleme hingewiesen, vor allem Dinge des Konstanthaltens der Rahmenbedingungen. Welche Strategien sehen Sie, um jetzt beispielsweise zu verhindern, Sie haben es ja angesprochen die Möglichkeit „man kann weglaufen oder nicht“. Ich könnte mir auch vorstellen, das Weglaufen dient dann dazu, eine Flasche Bier zu holen. Was ja unter Umständen das Ergebnis auch beeinflussen kann. Also das ganze Problem, in welcher Verfassung befindet er sich eigentlich. Wenn Sie ins Labor kommen, dann sind Sie normalerweise nüchtern, das können Sie zu Hause nicht unbedingt unterstellen. Also man braucht vermehrt Strategien, um den Zustand der Person und die Situation zu erfassen. Also Fragetechniken oder wie kann man dies in den Griff bekommen?
Univ.-Ass. Mag. Gabriele Tatzl	Also zur Situation: man kann auch diese Response-Zeiten, also wie lange braucht eine Person, um die Fragen zu beantworten mittels dieser Logfile-Analysen anschauen. Wenn da jetzt große Lücken sind, kann man davon ausgehen, dass die Person eben dazwischen weg war oder etwas anderes gemacht hat. Wie es der Person selbst geht, in welchem Zustand sich die Person befindet, kann man natürlich nur mit Fragen herausfinden. Wie bei jeder Befragung ist das natürlich eine subjektive Einschätzung der Person: es wird wohl niemand sagen, ok, ich war jetzt alkoholisiert.
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	Es mag humorig klingen, aber es ist ein ernst zu nehmender Faktor. Es ist natürlich ein wirklich ernst zu nehmender Unterschied zu den herkömmlichen Experimenten, denn das hat ja disziplinierenden Charakter. Man redet immer von der Künstlichkeit der Laborbedingungen, aber in gewisser Weise macht das auch die Situation für alle ähnlich und gleich und vergleichbar, denn jeder ist zu Hause ein bisschen anders drauf.
Univ.-Ass. Mag. Gabriele Tatzl	Aber wenn man die Wirkungen von Kommunikationsstrategien hernimmt und man will schauen, „wie wirkt das“. Man ist ja auch, wenn man jetzt die Nachrichten anschaut auch nicht in einer kontrollierten Situation, sondern das ist ja die Alltagssituation. Ich will ja Aussagen über die Alltagssituation, und nicht über Aussagen im Labor machen. Aber natürlich muss man es auch versuchen, möglichst einzugrenzen.
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	Vielleicht geht es auch noch um Strategien mit Kontrollgruppen, dass man da noch strenger sein muss. Also es wird nicht genügen, die Versuchsbedingungen zu variieren, sondern man wird auch 0-Bedingungen definieren müssen, also gar nichts vorführen und dann zu schauen. Denn da müssten sich ja dann die Unterschiede in Abhängigkeit vom Zustand, von der Situation usw. zeigen. Und wenn man dann beispielsweise zwei Messungen hat.
Univ.-Ass. Mag. Dr. Andrea Payrhuber	Also meine Einschätzung wäre, ganz pragmatisch, Grundlagenforschung gehört nach wie vor ins Labor, also Labor-Webexperiment und andere Forschung kann man durchaus da machen, dass der Rezipient dann in der Echt-Situation ist. Ich glaub mit der Trennung kann man sich am Anfang ganz gut behelfen
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	Ja gut, aber es käme dann auf die Definition an: was ist Grundlagenforschung? Dann beispielsweise haben wir in Rahmen unserer eigenen Untersuchung, die wir auf der Tagung vorgeführt haben, festgestellt, dass es vielleicht interessant wäre, Vergleiche zwischen der Reaktionen der österreichischen Probanden, die wir untersucht haben auf bestimmte Opferdarstellungen zu vergleichen mit solchen, die in den USA präsentiert werden. Das wäre jetzt aus meiner Sicht auch durchaus grundlagenorientiert. Da geht es um die Kontrolle der interkulturellen Rahmenbedingungen. Und das wäre schon eine starke Einschränkung, möchte ich fast sagen, wenn Sie sagen, das muss dann unbedingt bei uns in der Lammgasse stattfinden, dann wird es wohl nie stattfinden! Insofern muss man noch genauer überlegen, wie man dann unter diesen

	Bedingungen die Kontrolle der Rahmenbedingungen optimieren kann. Also ich würde das als Faustregeln so gelten lassen, aber will mich da nicht abschrecken lassen, von interessanten Fragen, die dann auch im interkulturellen Vergleich angesiedelt sind.
Mag. Dr. Aglaja Przyborski	Mir ist da so eine Idee gekommen: die Frage, ob das schon gemacht wird? Eine von diesen „incentives“, ja oder Belohnungen könnte ja sein, gerade wenn man auch mit Tests arbeitet, experimentelle Designs, dass man den untersuchten Personen die Ergebnisse dieser Tests zur Verfügung stellt. Man weiß doch, dass viele das gerne machen und dann gerne wissen, wie sind sie dann eigentlich. Und dann auch, egal ob das jetzt Semantisches Differential ist, so Möglichkeiten zur Verfügung stellt, dass man ungefähr so sieht „wo befinde ich mich denn“. Wo man irgendwie mit dem, was man gerade erhebt eigentlich gleich ein Feedback gibt.
Dr. Wolfgang Bandilla	Da müssen Sie aber aufpassen, da kann es gleich ethische Probleme geben; wird auch unter Psychologen stark diskutiert. Bestimmte Sachen sind nicht zulässig, auch Persönlichkeitstests mit Feedback, das wäre ja möglich, also das ist ein heißes Thema.
Mag. Dr. Aglaja Przyborski	Das muss man schon bedenken, was man zur Verfügung stellt und was nicht. Also, ich arbeite eher mit Transkripten und da muss ich sogar auch bei Gruppen, die man transkribiert nach dem Gespräch, überlegen, was ich an Transkripten zur Verfügung stelle oder nicht. Weil sie sich nachher die Schädel einschlagen, wenn sie sehen, was sie gesagt haben in der Gruppendiskussion.
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	Aber grundsätzlich finde ich diesen Hinweis ganz wichtig, wenn man das beachtet, was der Herr Bandilla gesagt hat. Aber ist ein interessanter Vorschlag. Weil Erfahrung, die man im klassischen Experiment machen kann, diese Incentives sind wirklich ambivalent. Wenn man also irgendetwas verspricht, fördert man z.B. eine ökonomische Betrachtung des Ganzen und das rechnet sich im Regelfall nicht. Und wenn man die Leute erst mal auf diesen Trip gebracht hat, dann werden sie noch viel unwilliger. Aber anders ist es bei den Incentives, die die eigene Person betreffen, „ich erfahre etwas über mich“. Und wenn man die verstärkt, kann man tatsächlich ein besseres und valideres Antwortverhalten erzeugen. Manchmal muss man es mit Motivation machen. Aber das wäre, finde ich, ein guter Vorschlag, um das dann auch auf die Online-Praxis zu übertragen.
Frage/ Anmerkung aus dem Plenum	Meine Frage ist, dass ich nicht ganz nachvollziehen kann, bei Ihrem Projekt, was in dem Sinne jetzt das Experimentelle ist und dass, was Sie machen, ist eine Kombination der verschiedenster Faktoren. Das heißt, Sie haben im Hintergrund eine experimentelle Versuchsanordnung, indem Sie verschiedenste Situationen kreieren, die Sie den Befragten dann halt per Internet vorzeigen. Das könnten Sie ja theoretisch auch z.B. eine einfache computerisierte Befragung machen oder Sie könnten es auch mit Fragebogen machen. Sie stellen es ins Web, dass mehrere Personen auf dieses Thema Zugriff haben, auf diese Befragung. Jetzt habe ich jetzt eigentlich vom Gesicht dieser Idee, dass man das Internet an sich nutzt, also, ich beschäftige nicht wirklich mit Internet-Webexperimenten, sondern mit diesen experimentellen Versuchsanordnungen. Aber ich denke, man muss vielleicht mehr in die Richtung gehen, dass man das Internet an sich mehr nutzt.
Univ.-Ass. Mag. Gabriele Tatzl	Es handelt sich um eine Erweiterung des Laborexperimentes, mit dem Computer. Ich meine mit den ganzen Online-Studien war es am Anfang so, man hat viele Studien über das Internet, als über das Medium Internet an sich. Und jetzt kommen eben andere Inhalte, die man mit der Methode untersucht. Ich weiß auch nicht genau, was Sie sich da vorstellen?
Frage/ Anmerkung aus dem	Wo es den Leuten gar nicht bewusst ist, dass Sie an Experimenten teilnehmen oder ganz bestimmt gezielte Zielgruppe auswählen. Das was

Plenum	Sie variieren, dass das mehr oder weniger aussieht wie eine Form eines Fragebogens.
Univ.-Prof. Dr. Peter Vitouch	Vielleicht könnte man es so definieren, ein computerunterstütztes Experiment versus ein Internet-Experiment, das das Internet als experimentelles Thema hat, das sind einfach zwei unterschiedliche Themen.
Univ.-Ass. Mag. Gabriele Tatzl	Ja, das wäre eine thematische Sache: wenn Sie sagen, wie reagieren Leute, wenn sie nicht wissen, dass sie in einem Experiment sind, das wäre dann schon wirklich die Fragestellung der Untersuchung.
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	Es geht inhaltlich um internetbasierte Experiment. Und ich glaube, da sind Sie sich auch einig, dass es wenig Sinn macht, jetzt als Experiment im Internet oder als Web-Experiment zu bezeichnen, was eigentlich nur eine Umfrage darstellt, um sich dann um die Stichprobenprobleme drücken zu können, über die wir ja auch ausführlich am Vormittag gesprochen haben. Es geht schon um die Variation von unterschiedlichen Versuchsbedingungen. Dann muss kontrolliert werden: die Egalisierung der Gruppen und all das, was klassischerweise in Experimenten auch geschieht. Ich möchte jetzt an dieser Stelle weiterleiten.

Diskussion angeregt durch den Vortrag von **Univ.-Ass. Mag. Dr. Andrea Payrhuber** und **Mag. Muna Agha** „On- und Offline Evaluierung von e-Didaktik“

SprecherIn	Diskussion
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	Gibt es Fragen dazu? Also ich würde jetzt mal das, wie es sich mir als Gesamtprojekt dargestellt hat, unter methodischem Aspekt einen Gesichtspunkt herausgreifen: wenn ich jetzt richtig verstanden habe, das soll ja die Einführung dieser E-Learning-Didaktik, natürlich im Rahmen von diesen „Blended-Konzepten“, also nicht etwa als Ersatz, begleitet werden durch Forschung. Das würde im Prinzip bedeuten, dass man mehrere Messzeitpunkte definieren muss, die dann auch rückgekoppelt werden in das praktische, didaktische Handeln. Also, wenn ich das richtig verstehe, ist das doch methodisch gesehen eine gewollte Unschärferelation, könnte man so sagen. Das ist auch gleichzeitig ein Problem, das ich ansprechen möchte: Sie schauen, was in einer bestimmten Phase los ist, kommunizieren das in den Prozess zurück und haben natürlich dadurch die Möglichkeit während des Verlaufes den Prozess zu optimieren.
Univ.-Ass. Mag. Dr. Andrea Payrhuber	Das die Sache aber irrsinnig beschleunigt.
Univ.-Prof. Dr. Jürgen Grimm	Das ist sicher in der Praxis ein gutes Vorgehen. Wenn Sie es aber rein methodisch sehen, wenn Sie es ex-post nur anschauen „hat das Ganze geklappt?“. Man kann im Grunde die Einführung als Pilotprojekt im Grunde als Evaluation betrachten, hat man aber am Ende natürlich die Schwierigkeit im Hinblick darauf, ob diese Modelle auch ohne, ich sage jetzt, selbstorganisierte Optimierungsprozesse funktionieren. Weil man wird ja nicht dauerhaft immer wieder die begleitende Forschung machen. Also man muss überlegen, welche Einflüsse hat es, im Prozess, sozusagen, Ergebnisse rückzukoppeln, in den Prozess selber auf die Evaluation des Gesamtprojekts.
Univ.-Ass. Mag. Dr. Andrea Payrhuber	Also, es ist schon in zwei Phasen gegliedert: die erste Phase soll diese ständige Evaluations-Redesign-Phase sein und die zweite Phase wird dann sehr wohl ein Jahr Echtbetrieb mit entsprechender Evaluierung, ohne permanente Umstrukturierung.

<p>Mag. Dr. Aglaja Przyborski</p>	<p>Sehr interessant. Weniger eine Frage, als auch wieder eine Idee und Anmerkung. Und zwar, was mir ein Anliegen in dem Ganzen ist. Das haben wir auch in dem letzten „Jour Fix“ auch besprochen und ich glaube, das ist hier auch ein Thema. Bei solchen Dingen, wo die Welt auch daran interessiert ist, da gibt es eine Menge an Ideen und normativen Vorstellungen dazu, wie das zu sein hat. Und gerade wenn es um Lernprozesse geht, schaut es so aus, als könnte man auch das Ergebnis gut damit evaluieren, was denn die Leute jetzt am Ende gelernt haben. Es geht ja darum, wie unterscheiden sich normative Vorstellung oder auch Ideen oder Ziele, die man explizit formuliert hat von der Praxis. Wenn ich jetzt versuche Praxis zu rekonstruieren und da sehe ich jetzt ein großes Potential in den qualitativen-konstruktiven Methoden, wo man einfach schauen kann, was tun die Leute. Gerade wenn man Ihre (Dr. Bandilla) Präsentation noch im Kopf hat, wie sich die Generationen in der Handhabung von Internet und Computern unterscheiden, dann ist das sicher auch eine große Frage. Wenn aus der Generation, die solche E-Learning-Plattformen vielleicht auch erstellen und damit lehren. Wir führen das quasi an eine ganz andere Generation wieder heran und wir können uns deren Handlungspraxen unter Umständen gar nicht vorstellen. Also man muss da schon Ideen, wie methodologisch kontrolliertes Fremdverstehen, mitdenken. Ich meine auf der Ebene finde ich diese Geschichte spannend, weil ich auch gerne verstehen würde, wie mit so etwas umgegangen wird.</p>
<p>Univ.-Ass. Mag. Dr. Andrea Payrhuber</p>	<p>Das ist sicher eine eigene Lernkultur. Aber deshalb haben wir ja in den Arbeitsgruppen der einzelnen Methoden die Professionisten drinnen.</p>
<p>Mag. Franz Weisenböck</p>	<p>Sie haben ja gesagt, die meisten drucken es aus und lesen es zu Hause. Den Weg komplizierte Informationen ins Netz zu stellen, ist fraglich, ob ...</p>
<p>Univ.-Ass. Mag. Dr. Andrea Payrhuber</p>	<p>Aber ist gibt ganz einfache Aspekte, z.B. dass es zu einzelnen Aufgaben, zu einzelnen Texten ein geschlossenes Kommunikationsforum gibt, das definitiv auf dieses eine Element abzielt, wo sich dann unter genau Gleichgesinnten, die nämlich genau das gleiche Problem haben oder eben Nicht-Problem, eine Konnotation zu genau der Sache ergibt, die viel zentrierter und organisierter ist. Die Kommunikationskultur, wenn sie gelernt ist, ist sehr viel problemorientierter, systematischer und organisierter. Und wird dadurch, dass wieder Ordnung in diese Überflutung, in diese mediale Überflutung kommt, auch recht gut angenommen. Auch gerade, wenn es darum geht, methodische Aspekte zu vermitteln, irrsinnig hilfreich. Zumindest habe ich das in den Methodenlehrveranstaltungen festgestellt, dass man die Qualität dabei wirklich steigern kann</p>
<p>Mag. Muna Agha</p>	<p>Ja, auch vielleicht zum Ausdrucken mit dem Lernen: es gibt auch die Möglichkeit, Selbsttest zu generieren und die Studenten sich selbst einfach überprüfen können, wo man dann gleich Kommentare bei falschen Antworten nachschießen kann; also, was schon sehr auffällig ist, aber trotzdem zu besserem Lernen führt.</p>